

DER GELDPROTZ

Auf dem Keryhof

Jenseits der bayerischen Grenze, auf böhmischer Seite drüben, liegt zwischen den Bergen des Böhmerwaldes das Dorf Marienthal. Es besteht hauptsächlich aus kleinen, armen Häuslerwohnungen und besitzt nur drei Bauerngüter, deren größtes dem reichen Georg Kery gehört. In der ganzen Gegend kann sich an Wohlstand kaum einer mit ihm messen.

Je reicher er wurde, desto sparsamer und geiziger wurde er auch. Er kennt nur ein Vergnügen – sein Geld zu zählen. Und er hat nur eine Leidenschaft, der er aber nur heimlich frönt – das Spiel.

Wenn er hinein zur Stadt kommt, so gibt es in dem Einkehrhaus, wo er auszuspannen pflegt, ein abgelegenes Hinterzimmerchen, in dem er nach dem Essen seine Genossen erwartet. Dann gehen die Karten hinüber und herüber und die Guldenzettel wechseln ihre Besitzer.

Dass er aber auch daheim in seinem Dorf und im Nachbarort Slowitz heimlich spielt, und zwar um unsinnig hohe Einsätze, das wissen nur wenige, und die verraten es nicht.

In seinem Haus ist er ein Tyrann. Sein Weib, eine stille, harmlose Frau, der man es ansieht, dass sie ein hübsches Mädchen gewesen sein muss, hat keinen eigenen Willen mehr. Ebenso tyrannisiert er auch seine Tochter Gisela, nur dass diese nicht alles so ruhig über sich ergehen lässt wie ihre Mutter. Körperlich und auch geistig ist sie das echte Kind ihrer Eltern. Ihr Vater ist vor Jahren ein stattlicher Bursch gewesen. Die kräftige Gestalt hat sie von ihm, die weibliche Schönheit von der Mutter. Und wenn sie von ihr das tiefe Gemüt geerbt hat, so bekam sie vom Vater dazu ein gut Teil Selbstbewusstsein und Entschlossenheit. Freilich hatte sie bisher noch keine Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaften dem Vater gegenüber in einer Weise zu zeigen, dass er gemerkt hätte, wie sehr sie seine Tochter ist. –

Um die Mittagszeit am Fest der Apostel Peter und Paul, das in diesem Jahr auf einen Dienstag fiel, kehrten die Bewohner des Dorfes aus der Kirche zurück, und überall in den Häusern setzte man sich zu Tisch. So auch beim Bauern Kery.

In seinem Haus durfte das Gesinde nicht mit der Herrschaft essen. Für die Dienstboten stand in der hinteren Ecke ein besonderer Tisch, und für sie wurde auch besonders gekocht. Er hätte es für eine Schande gehalten, dasselbe Gericht vor sich zu sehen, das auch das Gesinde aß.

Schon standen alle an ihren Plätzen, und nur der Bauer fehlte noch, wie es seine Gepflogenheit war. Er ließ auf sich warten, denn er meinte, das wäre vornehm. Wenn er aber dann in die Stube trat und seinen Platz am Tisch einnahm, so verlangte er, dass keiner fehlte. Wehe, wenn einer sich verspätete!

Und leider war dies heute der Fall. Am Gesindetisch stand ein Stuhl unbesetzt. Mutter und Tochter hatten den Herrschaftstisch in Ordnung gebracht und erwarteten den Herrn des Hauses. Da bemerkte die Bäuerin den besorgten Blick, den Gisela zum Tisch der Dienstboten warf.

„Was gibt's denn?“, fragte sie.

„Der Berthold ist noch nicht da.“

„Wirklich? Ist er denn noch nicht wieder heim?“

„Ich weiß nicht. Ich werde gleich nachsehn.“

Eben wollte sie fort, da trat der Bauer ein. Ohne jemandem einen Blick zu gönnen, schritt er auf den Tisch zu, stellte sich an seinen Platz und faltete die Hände.

„Wir wollen beten.“

Alle wussten, was jetzt kommen werde. Er pflegte sich erst nach der Aufforderung zum Gebet zu überzeugen, ob alle anwesend waren. So auch jetzt. Er musterte mit einem schnellen Blick den Gesindetisch und rief, anstatt das Gebet zu beginnen:

„Teufel! Wo bleibt denn der Berthold?“

Niemand antwortete.

„Nun! Habt ihr keine Ohren und keine Mäuler? Ich frage, wo der Berthold bleibt?“

In diesem Augenblick hörte man das Rollen eines Wagens, der in den Hof einfuhr.

„Da kommt er“, sagte eine der Mägde.

„Erst jetzt also!“, zürnte der Bauer. „Er hätte schon vor einer Stunde hier sein sollen. Nun hat er erst die Pferde zu versorgen. Es wird gegessen, und wenn nichts übrig bleibt, so kriegt er nichts. – Wollen beten!“

Die Hände wurden abermals gefaltet und dann sprach Kery in gleichgültigem Ton, dem man es anmerkte, dass er sich bei den Worten eigentlich nichts dachte :

„Wir danken Gott für seine Gaben,
die wir von ihm empfangen haben,
und bitten unsern lieben Herrn,
er woll' uns hinfort mehr bescher'n. Amen.“

„Gesegnete Mahlzeit!“, erklangen die Stimmen der Knechte und Mägde. Dann hörte man nichts mehr als das Klappern der Teller und das Klirren der Bestecke.

Während des Essens wurde kein Wort gesprochen. Höchstens durfte man einmal ein leises Flüstern wagen; aber auch das war gefährlich, denn die Augen und Ohren des Bauern waren scharf und er sah es als eine Missachtung seiner Person an, wenn jemand sich erlaubte, beim Essen zu reden.

Die Dienstboten warfen verstohlene Blicke zum Fenster, das in den Hof führte. Sie waren um den Knecht besorgt, der sich verspätet hatte. Die Bäuerin und die Tochter konnten eine gewisse Unruhe nicht verbergen. Beide blickten mit bangem Ausdruck zur Tür...